

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1998)
Heft: 6

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Papacella, Daniele / Walther, Lucia / Wenneker, Erich

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

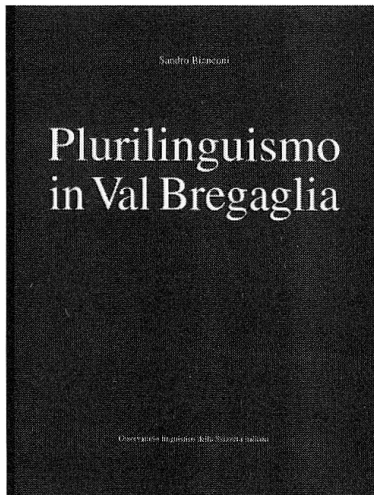
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension



Sandro Bianconi

Plurilinguismo in Val Bregaglia

Armando Dadò Editore,
Locarno 1998.
144 Seiten, Fr. 20.–

Eine soziolinguistische Untersuchung
über das Sprachverhalten der
Bergeller Bevölkerung

Anfangs Jahr ist ein weiterer Band in der Reihe «Osservatorio linguistico della Svizzera italiana» erschienen. Zum ersten Mal wird über die Grenzen des Tessins hinausgeschaut und mit den Methoden der Soziolinguistik das Sprachverhalten der Einwohner des Bergells und der politisch dazugehörenden Ortschaft Maloja untersucht.

Sandro Bianconi, einer der führenden Schweizer Linguisten, nähert sich der lokalen sprachlichen Situation aus drei verschiedenen Perspektiven. Zuerst beschreibt er aufgrund umfangreicher Interviews mit Einheimischen aus synchroner Perspektive den heutigen Gebrauch der italienischen Schriftsprache in der Talbevölkerung; dann ermittelt er durch eine sorgfältige Untersuchung der Quellen die Wurzeln der vorgefundenen Situation. Er analysiert die Inhalte auch aus ethnologischer Sicht. Er versucht nämlich, das Verhältnis der Testpersonen sowohl zur Sprache als auch zum Tal zu ermitteln. Er beschäftigt sich weiter mit ihrem Verständnis von Kultur und Mentalität.

Das Werk beginnt mit einer sorgfältigen Auflistung von Daten, die für die Untersuchung massgebend sind. Wirtschaft, gesellschaftliches Leben, aber auch Zeitungsabonnements und Telefonbücher sind einige von den unzähligen Quellen, die dem Autor einen ersten Einblick in das Sprachverständnis der Bergeller ermöglichen. Die Tatsache, dass 93% der Zeitungen (registriert sind 468 Abonnements), die täglich die Haushalte erreichen, in deutscher Sprache verfasst sind, ist allemal erstaunlich und ist sicherlich ein Indikator für das Sprachverhalten. Die wirtschaftliche und politische Verbundenheit mit dem Kanton führt die Italienischstämmigen zur Anpassung, oder, wie es Bianconi formuliert hat, seit längerer Zeit zum selbstverständlichen Gebrauch von mehre-

ren Sprachen. Die Entwicklung des Tourismus und die Loslösung der Gesellschaft von der traditionellen Wirtschaftsstruktur, die von der Landwirtschaft geprägt war, hat das Phänomen weiter verstärkt. So kommt in verschiedenen Interviews zum Ausdruck, dass das Deutsche, beziehungsweise der schweizerdeutsche Dialekt, als fester Bestandteil des lokalen Repertoires anzusehen ist. Im Fall Maloja nimmt das Phänomen noch grössere Dimensionen an. Dort hat das deutsche Element durch den starken Einfluss des Engadins eine dominierende Stellung eingenommen und immer mehr die Bergeller Mundart verdrängt.

Der Dialekt gilt jedoch im Talboden weiterhin als erste Kommunikationssprache, gefolgt vom Deutschen. Erst an dritter Stelle in der Beliebtheitskala der Befragten kommt die italienische Schriftsprache. Zwar sprachen alle mit dem interessierten Tessiner Wissenschaftler die Schriftsprache, beteuerten jedoch, dass sie das Italienisch nicht so gut beherrschten. Der Autor widerspricht allerdings dieser Meinung. Trotzdem fügt er an, dass sich wiederkehrende Muster finden lassen, wie Archaismen, von der Standardsprache differierender Präpositiongebrauch oder Abweichungen im semantischen Wert der Wörter. Diese Abweichungen sind aber soweit standardisiert, dass Bianconi einfach von einer Variante des Italienischen spricht. Diese Variante bezeichnet er als «*italiano regionale bregagliotto*». Also ist sie eine eigenständige und nicht minderwertig anzusehende Spracherscheinung. Die vorgefundene Sprachkompetenz unterscheidet sich zwar von vergleichbaren Varianten in anderen italienischsprachigen Talschaften, ist jedoch qualitativ nicht schlechter. Er bemängelt allerdings, dass die Möglichkeit, nach der Grundschule weiterführende Schulen in italienischer Sprache zu besuchen, nicht gegeben ist und somit auch eine weitere Entwicklung der sprachlichen Kenntnisse gehindert ist. Besonders bei all denjenigen, die eine Lehre im Engadin absolvieren, stellt Bianconi Lücken in der Fachsprache fest. Oft werden Fachausdrücke systematisch mit deutschen Bezeichnungen besetzt und finden dann keine entsprechende Übersetzung. Deutsche Wörter werden so in den sprachlichen Alltag eingefügt.

Bianconi begründet diese Tatsachen mit der sprachlichen Tradition des Tales. Die politisch und besonders konfessionell gegen Süden isolierte Gegend hat schon immer die Mehrsprachigkeit leben müssen. Die jahrhundertelange Verbundenheit mit Graubünden und besonders die Reformation haben bedeutenden Einfluss auf die lokale Sprachgeschichte. So haben die aus Italien flüchtenden Reformatoren das Italienische als Kirchensprache eingeführt, und zwar auf dem hohen Standard, welcher ihrer eigenen Bildung entsprach. So musste das «*Rumantz de Bregalia*» in seiner schriftlichen Form, das in einigen Urkunden zu finden ist, der neuen aus Gelehrtenkreisen kommenden italienischen Schriftsprache weichen. Die fehlenden Kontakte zu den katholischen

Gebieten Italiens verhinderten die Weiterentwicklung der Sprache. Somit blieb jahrhundertlang die 1607 in Genf von dem aus der Toskana stammenden Giovanni Diodati übersetzte Bibel massgebender Text für die Sprache der Bergeller Urkunden. So erklärt Bianconi auch die archaische Künstlichkeit der Syntax und des Wortschatzes, die bis weit im 19. Jahrhundert vorzufinden ist. Eine «Normalisierung» des Sprachgebrauches stellt der Autor erst mit dem Einzug der neuen Kommunikationsmittel wie Zeitungen, Radio und TV fest. Als diachronische Konstante nennt Bianconi die dauernde Mehrsprachigkeit der Bergeller, welche in den schriftlichen Quellen immer auch vom Deutschen Gebrauch machen.

Im dritten Teil der Arbeit wird eingehend die Sprache der Einheimischen untersucht. Durch die Analyse der Interviews beschreibt er die Merkmale des «italiano regionale bregagliotto». Syntax, Morphologie, Phonologie und Wortschatz finden in der Arbeit kompetente Auslegung und bieten bestimmt eine äusserst reichhaltige Ausgangslage für eine differenzierte Auseinandersetzung in der Region. Die Schule könnte daraus bestimmt Kapital schlagen und punktuell Massnahmen ergreifen.

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit der Integration von Alloglotten, meist Deutschsprachigen, die sich im Tal niederlassen. Die Integration klappt besonders gut bei Kindern, die die Ortsschulen besuchen und am Ende des neunten Schuljahres, wenn nicht Dialekt, so sicher korrektes Italienisch sprechen können. Harziger ist es für Erwachsene, da die Einheimischen sich oft anpassen und mit diesen deutsch sprechen. Besonders schwierig ist die Lage in Maloja, wo die grosse Zahl der Zugewanderten eine Assimilation erschwert. Dieser besonderen Grenzsituation ist ein ganzes Kapitel gewidmet, welches die prekäre Stellung des lateinischen Elements zum Ausdruck bringt.

Besonders berührend sind die Aussagen der Befragten über das Identitätsbewusstsein der Einheimischen. Die Aussagen älterer Menschen zeugen von tiefer Verbundenheit mit dem Tal und von ihrer zwiespältigen Beziehung zur Modernität. Andere Befragte äussern sich sehr frei über Hoffnungen bezüglich Arbeitsmarkt oder über soziale «Seilschaften», die das öffentliche Leben des Bergells charakterisieren.

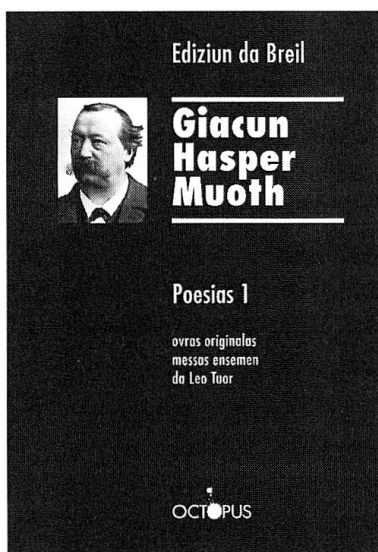
Im Schlusswort vermerkt der Autor, dass trotz peripherer Lage und wirtschaftlicher Abhängigkeit das Bergell nicht um seine kulturelle Identität bangen muss. Anders die Situation in Maloja, wo die Integration der Bevölkerung nicht mehr automatisch erfolgt. Dort wie auch im Falle der italienischen Enklave Bivio sei die sprachliche Identität so gefährdet, dass eine Neuorientierung sich aufdränge.

Der Appell von Sandro Bianconi ist nicht bloss auf dem Papier geblieben. Im Bergell sind schon Diskussionsrunden eröffnet worden, mit dem Ziel, Massnahmen zu ergreifen. Dafür bietet das neu erschie-

nene Buch unzählige Ansätze, die eine weitere Auseinandersetzung mit der sprachlich-kulturellen Situation der Talschaft ermöglichen. Sorgfältig erarbeitet, sprachlich packend, sparsam mit Fachausdrücken und auch für eine selektive Lektüre geeignet, erschliesst das Werk eine Fülle von Informationen, die alte Vorurteile über die im Bergell angeblich herrschende sprachliche Misere vom Tisch wischt und eine neue Basis für eine sachliche Standortbestimmung eröffnet.

Daniele Papacella

Rezension



Giacun Hasper Muoth

**Ovras
Ediziun da Breil**

redigida da Iso Camartin e
Leo Tuor, Cuera, Casa editura
Octopus 1997.

Tom 3 (Poesias),
280 paginas, fr. 45.–,
tom 4 (commentari),
440 paginas, fr. 45.–

Giacun Hasper Muoth (1844–1906) gilt als der bündnerromanische «Nationaldichter» bzw. als «il pli grond organist dil lungatg sur-silvan», wie Iso Camartin im Vorwort zu Band 3 der Ediziun da Breil schreibt. Camartin beruft sich dabei auf die Bezeichnung der Orgel als «Königin der Instrumente». Als Königin gelte die Orgel aber nicht etwa, «perquei che ella ei en baselgia» («weil sie in der Kirche steht»), sondern «damai che ella ha tut ils instruments a sia disposiziun» («weil sie alle Instrumente zu ihrer Verfügung hat»). Man ziehe Register und regiere über ein ganzes Orchester. Ähnlich argumentiert hatte bereits Reto R. Bezzola in seiner *Litteratura dals Rumauntschs e Ladins* von 1979 (S. 355). Was Muoth gegenüber den andern auszeichne sei, dass «ils oters sunaivan pel pü sün üna corda, u almain be sün ün instrumaint. Tar Muoth stains davaunt la maestria sün divers instrumaints, chi in tscherts cas, e forsa i'ls pü reuschies, s'uneschan ad ün grand orchester» («die andern grösstenteils auf einer Saite oder zumindest nur auf einem Instrument spielten. Bei Muoth treffen wir auf die Meisterschaft auf verschiedenen Instrumenten, die in gewissen Fällen, vielleicht in den gelungensten, sich zu einem grossen Orchester vereinen»). Kurz und gut: «Muoth ei ina classa per sesez», meint Camartin. Der Mann, der nicht nur «eine Klasse für sich», sondern auch ein Klassiker der bündnerromanischen Literatur ist, scheint jedoch ein Autor ohne Werk zu sein. Seine Werke wurden seinerzeit in Zeitschriften, Periodika und der *Rätoromanischen Chrestomathie* verlegt und erschienen nur zum Teil und erst nach dem Tod des Dichters in Sammelausgaben (1908 in den *Annalas da la Società Retorumantscha* und 1931 und 1932 in *Nies Tschespet*). 1945 gab ausserdem die Romania einen Band mit Gedich-

ten zum 100. Geburtstag (1944) des Dichters heraus. Aber all diese Ausgaben sind längst vergriffen, so dass sich Iso Camartin und Leo Tuor entschlossen haben, wenigstens das noch Vorhandene – denn Muoths Nachlass ist auch verschwunden – neu herauszugeben, und zwar in einer Art und Weise, dass es höchsten Ansprüchen genügt. Da der Anstoss zu der auf 6 Bände angelegten, vom Octopus Verlag sorgfältig edierten und schön gestalteten Ausgabe von der Gemeinde Breil kam, heisst sie denn auch «Edizium da Breil».

Nach den ersten beiden 1994 erschienenen Bänden mit der chronikalischen und vorzüglich dokumentierten Darstellung von Muoths Leben und Werk und seiner Zeit sind Ende des letzten Jahres Band 3 (Gedichte) und 4 (Kommentare) herausgekommen. Die Gedichte wurden in chronologischer Reihenfolge, nach dem Datum der ersten Publikation, aufgenommen, was zur Folge hat, dass sich Bedeutendes neben weniger Bedeutendem findet (beispielsweise *La schlappa* und *La Liunga Notg-Nadal* vor *A mesiras* und *Il Cumin d'Ursèra 1425*, worauf eine Gelegenheitsdichtung, die Menükarte zum *Scheiver Romontsch* folgt). Dieser Nachteil einer chronologischen Wiedergabe wird allerdings wettgemacht durch den Vorteil, nicht durch eine thematische Klassifizierung interpretierend eingreifen und das Werk unter Umständen verfälschen zu müssen. Die Interpretationen der Herausgeber finden sich ausschliesslich im Kommentarband und sind vom Werk deutlich getrennt.

Muoth hat insbesondere Epen, Balladen, viele (patriotische) Liedtexte, aber auch Spottgedichte und andere Gelegenheitslyrik verfasst. Als Dichter war Muoth ein Neuerer, hat er doch beispielsweise den Hexameter in die bündnerromanische Literatur eingeführt, als Mensch war er stockkonservativ. In seinem Gedicht *Ina sbarrada din vegl conducteur* (Geschimpfe eines alten Fuhrmanns, S. 228 f.) richtet sich sein Zorn gegen die neumodische Putzsucht der Mädchen, die «Orneschan lur queissas cun seid'e vali / E vendan als jasters las flurs dil tschupi» («Schmücken ihre Schenkel mit Samt und Seide / Und verkaufen den Fremden die Blumen ihrer Kränze»). Modische Kleidung ist immer identisch mit Sittenzerfall, ja mit der sogenannten «Unkeuschheit». Der «alte Fuhrmann» poltert aber auch dagegen, dass nun jedes Bäuerlein Wirt sein wolle, dass der gute alte Veltliner zerschnitten sei, dass die Fremden die Luft mit Salben und Pommaden verpesten. Als Folge des Einzugs der modernen Welt in die Berge verarme – sagt der Fuhrmann bzw. Muoth – die einheimische Bevölkerung. «Il pur vegn spallaus e tundius sc'ina nuorsa. / Fagiess il Grischun in atun bancherutt, / Sche fuss ei pilver de surstar zund nagut» («Der Bauer wird gerupft und geschoren wie ein Schaf. / Machte in einem Herbst Graubünden Bankrott / Es wäre wahrlich kein Wunder»). Konservatismus hat aber nicht nur Nachteile. Bezüglich der Bewahrung der romanischen Sprache war

Muoths Rückbesinnung von gutem. Der Aufruf «Stai si! defenda, / Romontsch, tiu vegl lungatg!» dürfte heute auch Bündnern, die sonst nichts von Muoth gelesen haben, bekannt sein. Als eines der wichtigsten Werke von Muoth, laut Gion Deplazes gar als das literarische Hauptwerk, ja als National-Epos der Rätoromanen gilt *Il Cumin d'Ursèra de 1425*. Darin wird geschildert wie der Abt von Disentis Peter von Pontaningen ins Urserental an die Landsgemeinde reist, um die Bewohner davon abzuhalten, sich mit den Urnern zu verbünden und die romanische Muttersprache preiszugeben. Das Romanische stamme vom altehrwürdigen Latein, während das Deutsche von einem Trüpplein Barbaren herkomme. Nebst dem Traditionsbewusstsein will aber der Abt den Bauern auch die praktische Nützlichkeit ihrer Sprache schmackhaft machen: «Cul romontsch saveis disquorrer / Giu Ligieun e bein conquorrer, / Vender ni cumprar in tier» («Auf romanisch könnt ihr reden / In Lugano und ohne weiteres mithalten, / Könnt verkaufen oder erwerben ein Tier»; Bd. 3, S. 161). Und da muss man nun heute doch ein bisschen schmunzeln. Der Hauptgegenstand des Vorteils der romanischen Sprache hat einen deutschen Namen: «tier».

Um den Sprachkünstler bzw. den «grossen Organisten» Muoth vorzustellen, könnten noch und noch Belege zitiert werden, Verse, deren Schönheit man erliegt, auch wenn man nichts versteht. «E blocca tscheu e blocca leu / Siglienta e rampunna; / E crappa vi e crappa neu / Sturnescha e sbantunna», heisst es im Gedicht über *Las valerusas feminas de Lungneza* (Bd. 3, S.29). Oder im selben Gedicht: «Triumpf, triumf! Tadlei, tadlei / La tunna gloriosa!» (S. 30), wo das alliterierende «t» in das «glorreiche Getön» («tunna gloriosa») mündet. Von einer ungeheuerlichen Dramatik sind in der Ballade vom Strafgericht in Valendas die Verse: «Cheu arv'in mantel tgetschen'gl ésch; / Il carnifex compara» («Da öffnet ein roter Mantel die Tür; / Der Scharfrichter erscheint»; S. 33). Dann folgt gleich ein Beleg für Muoths Ironie. Der Scharfrichter sagt zum Todeskandidaten: «O, bien Signur, negin sterment! / Quei ei finiu en in moment» («O, guter Herr, nur keine Angst! / Das haben wir gleich erledigt»; ebd.). Von denen von Medels hofft die sprechende Instanz «Che vus haveies eung empriu empau manonza» («Dass ihr noch gelernt ein wenig Anstand»; S. 201). Das alliterierende «eung empriu empau» verweist wirklich nur auf ganz, ganz wenig. In *L'aua gronda* wird das Hochwasser onomatopoetisch nachgeahmt: «Derschentan ils trutgs, / Carschentan ils dutgs, / Luentan il glatsch, / Leventan il tratsch» (S. 230).

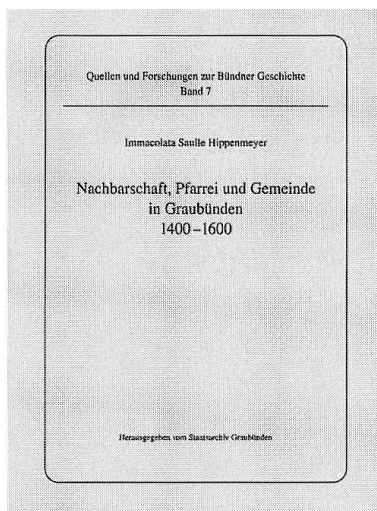
Selbstverständlich kann man – mit grossem Genuss – die Gedichte allein lesen. Wer aber zusätzlich den Kommentarband konsultiert, bekommt Kenntnis von vielen ausserliterarischen Fakten, die dem Verständnis der Gedichte nur förderlich sein und den Genuss noch steigern können. Allerdings braucht man zuerst etwas Geduld, um sich in den

Kommentarband einzulesen, sich mit dem angewendeten System vertraut zu machen. Das beginnt mit den Bedeutungen der verschiedenen Schrifttypen: normale Schrift = Chronist, Kursivschrift = Zitat G. H. Muoth, Fettdruck = andere Zitate usw. Zu jedem Gedicht wird im Kommentar verwiesen auf die Textgeschichte, die verschiedenen Publikationen, auf Textvarianten, allfällige Vertonungen, Übersetzungen und andere Bearbeitungen, auf die Rezeption und (sehr selten) auf Manuskripte. Ausserdem werden in einem «Commentari estetic» besondere Aspekte «discutai libramein» («frei diskutiert», «zur Diskussion gestellt»[?]). Der «Commentari estetic» zu *A mesiras* umfasst 27 Seiten und schliesst Erläuterungen zu den Masseinheiten und zu den für die Milchverarbeitung verwendeten Geräten samt Literaturangaben zum Brauch oder etwa zu den volkstümlichen Musikinstrumenten mit ein. Der gesamte Kommentar zum *Cumin d'Ursèra 1425* reicht von Seite 228 bis 282 und enthält unter anderem sehr viele Worterklärungen. Das «libramein» dürfte sich dann aber eher auf vielleicht teilweise durchaus subjektive, manchmal gar ziemlich ungezwungen formulierte Vorschläge zur Interpretation beziehen. «Ils prers sursilvans savevan buca muganar ch'ina amur calassi cun la plaronza. Quei ei halt cu ils utschals midan las plemas.» («Die surselvischen Priester konnten es nicht hinnehmen [es wurmte sie], dass eine Liebe zu Ende ging, weil sie einem verleidet war. Das ist halt, wenn die Vögel sich mausern.» Bd. 4, S. 337) – dieser Stil ist denn doch sehr persönlich und steht etwas im Gegensatz zur (wissenschaftlichen) Akribie von Worterklärungen, von editorischen, ethnologischen, sozialgeschichtlichen Erläuterungen.

Der Kommentarband enthält auch – das sei noch besonders hervorgehoben – sehr schöne Illustrationen, unter anderem von Manuskripten. Das Arbeiten mit dem Werk ist jetzt noch etwas erschwert durch den Umstand, dass das Literaturverzeichnis und das alphabetische Inhaltsverzeichnis nach Titeln und Gedichtanfängen erst in Band 5 aufgenommen wird. Freuen wir uns also auf die Fortsetzung: vorgesehen ist nochmals ein Band mit Gedichten und Kommentaren und ein Band mit Prosawerken von Giacun Hasper Muoth.

Lucia Walther

Rezeension



Immacolata Saulle Hippenmeyer

**Nachbarschaft, Pfarrei und
Gemeinde in Graubünden
1400–1600**

(Quellen und Forschungen zur
Bündner Geschichte; 7), Chur 1997
Fr. 45.–

**Nachbarschaft, Pfarrei und
Gemeinde in Graubünden
1400–1600**

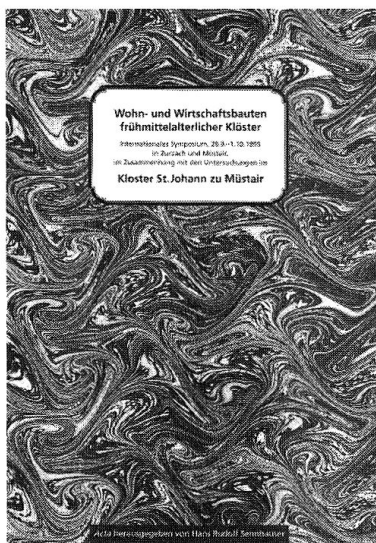
Quellen, bearbeitet von Immacolata
Saulle Hippenmeyer und Ursus
Brunold, (Quellen und Forschungen
zur Bündner Geschichte; 8),
Chur 1997, Fr. 55.–

In der Reihe «Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte», die vom Staatsarchiv Graubünden herausgegeben wird, erscheinen wissenschaftliche Quellensammlungen und Forschungen zur Geschichte Graubündens. Bei dem ersten der beiden hier zu besprechenden Bände handelt es sich um die Druckfassung der im Wintersemester 1995/96 von der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern angenommenen Dissertation der Verfasserin. Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit dem spätmittelalterlichen kirchlichen Stiftungswesen in den III Bünden. Die Verfasserin hat dabei versucht, eine genaue Aufstellung über alle kirchliche Stiftungen ab dem Jahre 1400 vorzunehmen. Die Fragen nach den Trägern, dem Ort und Beweggründen der Stiftungen nehmen einen breiten Raum an. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der kommunalen Finanzierung der kirchlichen Seelsorge im Spätmittelalter. Nach einer Schilderung der grundsätzlichen Voraussetzungen werden auch hier die Verhältnisse im Gebiet der III Bünde intensiv untersucht. Der Ausbau des Pfarreinetzes und die kommunalen Patronatsrechte an Kirchen und Pfründen werden ebenfalls ausführlich behandelt. Insgesamt sind 110 Kirchen- und Pfründstiftungen bis 1525 berücksichtigt. Der anschließende zweite Teil untersucht die Zeit nach 1525 und setzt mit den Ilanzer Artikeln ein. Er beschäftigt sich vor allem mit der Rezeption der Ilanzer Artikel und der Politik der Bündner Kirchgemeinden. In kritischer Auseinandersetzung mit der älteren Literatur und mit hervorragender Kenntnis der umfangreichen Quellen nimmt die Verfasserin eine Interpretation der Ilanzer Artikel vor und überprüft diese an Einzelfällen. Besonders wichtig erscheinen mir dabei die Hinweise der Verfasserin auf die Notwendigkeit von neuen Wegen zur Finanzierung der Seelsorge nach Erlass der Ilanzer Artikel. Am Beispiel der Davoser Pfarrer zeigt die Verfasserin sehr deutlich, welche Folgen die Ablösung des Zehnten durch die Ge-

meinden und die Suche nach anderen Finanzierungsquellen hatte. Selbst für relativ gut besoldete Stellen meldeten sich oft nur mangelhaft ausgebildete Kandidaten. Um einen tüchtigen Prediger zu erhalten, erhöhte z. B. Davos den Lohn von 100 auf 130 Gulden. Der Blick auf die Reformation in den Drei Bünden schliesst die Darstellung ab. Nach der Zusammenfassung finden sich mehrere Anhänge, die das bearbeitete Material in Tabellen darstellt. So enthalten die Tabellen kommentierte Übersichten über die Kirchen- und Pfründstiftungen bis 1525, über Träger und Orte, Separationen von Pfarrgemeinden, sowie über die kommunale Verwaltung von Kirchengütern. Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenverzeichnis und ein Sachregister schliessen diesen Band ab. Der Band macht sowohl vom Inhalt, als auch von der Darbietung einen sehr guten Eindruck. Die Verfasserin ist mit den Quellen und der älteren Literatur vertraut und sucht dennoch oftmals ihren eigenen Weg in der Quelleninterpretation. Es gelingt ihr, die umfangreiche Materie gut darzustellen und gleichzeitig gibt sie damit zahlreiche Anregungen zur Überprüfung älterer Forschungsergebnisse und regionaler Strukturen. Es bleibt zu hoffen, dass Frau Saule Hippenmeyers hervorragende Arbeit sich befruchtend auf die wissenschaftliche Erforschung dieses Zeitraums der Geschichte der Drei Bünde auswirken kann.

Besonders dankenswert ist es, dass Frau Saule Hippenmeyer in Zusammenarbeit mit Ursus Brunold vom Staatsarchiv Graubünden einen zweiten Band herausgegeben hat, der eine Sammlung von Rechtsquellen ist, die den Einfluss der Nachbarschaften und Gemeinden auf die Pfarreiorganisation im Gebiet der Drei Bünde dokumentieren. 173 Dokumente sind in diesem Band berücksichtigt. Soweit es von dem jeweiligen Dokument einen dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Edition gibt, findet sich in diesem Band ein Regest und die entsprechenden Hinweise. Alle anderen Dokumente sind nach dem am Anfang des Bandes erläuterten Editionsgrundsätzen vollständig neu ediert worden. Dieser Band ist für jeden Wissenschaftler, der sich mit der Geschichte der Drei Bünde im Spätmittelalter und der Reformation beschäftigt, eine wahre Fundgrube. Viele der hier edierten Urkunden waren für die Forschung bisher nur schwer zugänglich. Deshalb ist hier zu erwähnen, dass die Möglichkeit zur Erstellung dieses Quellenbandes erst mit der Mikroverfilmung der Urkundenbestände der Bündner Gemeindearchive möglich war. Im Staatsarchiv warten die Mikrofilme mit den umfangreichen Beständen auf die Benutzer und erleichtern so oftmals das Arbeiten. Der Band wird sowohl durch das Sachregister, als auch durch das kombinierte Orts- und Personenregister bestens erschlossen. So bietet er gerade für die Regionalforschung ein äusserst wichtiges Hilfsmittel und für den Forscher, der wie der Verfasser dieser Rezension nicht in Graubünden wohnt, eine erhebliche Arbeitserleichterung. Es bleibt zu hoffen, dass der Band und die in ihm edierten Quellen reichlich benutzt werden.

Erich Wenneker



Wohn- und Wirtschafts- bauten frühmittelalterlicher Klöster

Internationales Symposium,
26. 9.–1. 10. 1995 in Zurzach und
Müstair, im Zusammenhang mit den
Untersuchungen im Kloster
St. Johann zu Müstair. Zürich:
Hochschulverlag an der ETZ Zürich,
1996 (Acta, herausgegeben von Hans
Rudolf Sennhauser; Veröffentlichun-
gen des Instituts für Denkmalpflege
an der ETH Zürich Band 17).

Im Vorwort, das zugleich die Einleitung zum Thema bildet, erklärt der Initiant und Organisator des Symposiums, Hans Rudolf Sennhauser, die Ausgangslage für diese wissenschaftliche Diskussion: Es sind die relativ wenigen Werke der letzten hundert Jahre, die sich aufgrund der schriftlichen Quellen mit den Klosteranlagen des frühen und hohen Mittelalters befassen, und die vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg durchgeführten archäologischen Klosteruntersuchungen. Während von den Quellenüberlieferungen kaum mehr Neues zu erwarten ist, werden von der Archäologie klärende Aufschlüsse zu den Klosteranlagen erhofft. Doch die Klosterarchäologie ist Langzeitforschung, die mit vielen Problemen konfrontiert ist (Finanzen, Personal, aber auch Fund- und Dokumentationsberge) und nicht mit schnellen Resultaten aufwarten kann.

Dank der Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds konnte das Symposium durchgeführt und unter Mithilfe der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften nun das Buch mit den Beiträgen der Teilnehmer zügig publiziert werden. Es vermittelt den zur Zeit besten Überblick über die aktuelle archäologische Forschung zu den frühmittelalterlichen Klöstern.

Ein Resultat der Vorträge und Diskussionen im Sinne einer Zusammenfassung fehlt, darf aber im zweiten Teil des Bandes, in den «Untersuchungen im Kloster St. Johann zu Müstair» von Hans Rudolf Sennhauser gesehen werden. Diese «Skizze» entstand erst im Februar 1996 und bedient sich, wie im Vorwort zum Buch gesagt, der Ergebnisse des Symposiums. In allen Aufsätzen geht es im wesentlichen um die Deutung der Klosterbauten, ihre Überlieferung und historisch fassbare Entwicklung, basierend auf archäologischen Befunden und schriftlichen Quellen. Die Interpretationsprobleme werden dargelegt, die im schriftlich überlieferten wie im archäologisch beigebrachten Material vielfäl-

tig vorhanden sind. Die Themen der einzelnen Beiträge sind recht mannigfaltig und widerspiegeln damit auch die Komplexität klösterlicher Anlagen. Charles Bonnet befasst sich mit Annexbauten der ersten Kathedrale von Genf, die Asketen dienten, und nimmt orientalischen Einfluss an. Gisella Cantino-Wataghin behandelt Bauten und deren Datierung mit Bezug zum Kreuzgang der Abtei SS. Pietro e Andrea von Novalesa. Hilde Claussen identifiziert archäologische Reste als Abtshaus des Wibald von Stablo im Kloster Corvey. Hermann Dannheimer stellt die mehrphasigen Holzbauten des merowingischen Klosters südlich von St. Ulrich und Afra in Augsburg vor. Franz Glaser geht es, ausgehend von den Untersuchungen der Gebäudereste nördlich der Bischofskirche von St. Peter im Holz/Teurnia, um den Typus des Xenodocheions, den späteren Herbergen, die Stiftungen des Bischofs oder privater Personen waren. Werner Jacobsen umreisst auf historischer Quellenlage (archäologische gibt es kaum) die mittelalterliche Klosterresidenz konventsexterner Besitzer, die sich aus frühmittelalterlichen Refugien zu repräsentativen, den Königspfalzen gleichberechtigten Gebäudekomplexen entwickeln können. Mit den Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Klöstern befasst sich Clemens Kosch und fügt eine mehrere Seiten lange Literaturliste zum Thema bei. Die Entstehung und Entwicklung des Kreuzgangs zeichnet Rolf Legler nach. Uwe Lobbedey behandelt summarisch aufgrund von Grabungsergebnissen die Wohnbauten bei den Bischofskirchen Münster, Paderborn und Osnabrück sowie bei den Kloster- und Stiftskirchen von Corvey, Herford, Freckenhorst, Meschede, Nottuln, Liesborn, Geseke, Minden und Münster. Peter Marzolff schildert auf der Grundlage der bisher bekannten Elemente und neuester Grabungsergebnisse die Propsteien von Solnhofen und Heiligenberg bei Heidelberg. John Mitchell zeigt wie sich die Beziehung zwischen weltlicher Macht und Klostergemeinschaft im nach den Sarazenenüberfällen neu errichteten Gästehaus widerspiegelt und belegt die Notwendigkeit temporärer und permanenter Werkstätten in den Klosteranlagen. Christian Sapin geht es um die Rekonstruktion erster klösterlicher Bauten im Burgund, wo schriftlich fast nichts überliefert und archäologisch nur wenig erforscht ist, so dass vorläufig von der Annahme ausgegangen werden muss, dass die Anlagen, wie sie in den frühen Beispielen von Autun und Rouen gegeben sind, erst ab dem 11. Jh. üblich wurden. Roger Sailer legt die Entwicklung der Klosterinfermarien dar, deren Gebäude anfänglich um einen Innenhof lagen und später in grossen zwei- und mehrschiffigen Hallen zusammengefasst wurden. Als Annex dazu äussert sich Walter Studer kurz zu den Problemen beim Bau des Modells vom Infirmarium nach der Grundlage des St. Galler Klosterplans. Hans Rudolf Sennhauser typisiert die auf antike Badekultur und Mönchsvorschriften zurückgehende klösterlichen Badeanlagen. In einem weiteren Beitrag behandelt er die

Klostermauern und die verschiedenen Zwecken dienenden Klöstertürme. Heidrun Stein-Keck verfolgt die unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs «capitulum» und schält die beinahe sakralen Funktionen des in der Klosteranlage etablierten Kapitelsaals heraus. Matthias Untermann konzentriert sich in seinem Beitrag auf die Lage und Räume des «Mönchshauses», d. h. den rechtwinklig zur Kirche stehenden Ostflügel des Klosters, wobei er besonders der Dormitoriumstreppe und den beheizbaren Räumen nachgeht. Michaël Wyss berichtet über die in der Altstadt von St-Denis ergrabenen Bauten der einstigen Abtei und Alfons Zettler widmet sich den Konventbauten der Reichenau.

Gleichsam die Erkenntnisse der vorangehenden Arbeiten resumierend skizziert Hans Rudolf Sennhauser die neuesten Erkenntnisse und Überlegungen zur Entwicklung des Klosters von Münstair, das wohl von Anfang an ein Pfalzklster war und wie Disentis und Pfäfers, eine ältere Form überliefert, die er den Dreiapsiden-Saalkirchen entsprechend als «rätische Sondergruppe» bezeichnen möchte.

Alle Beiträge zeugen von einer intensiven Beschäftigung mit dem jeweiligen Thema. Sie sind fundiert und bieten eine riesige Materialfülle, die sich auch in den ausgedehnten Anmerkungen niederschlägt. Immer wieder werden Bezüge zum St. Galler Klosterplan, dem frühmittelalterlichen Idealplan einer damaligen Klosteranlage hergestellt, doch erweist sich dieser in bezug auf den Klosterbau nicht als verbindlich zu befolgendes Bauschema. Es bedarf somit noch jahrelanger Forschung bis Klarheit über das frühmittelalterliche Klosterbauwesen erreicht sein wird.

Zu den Vorzügen des Bandes gehört, neben dem Inhaltlichen, auch die gute Bildwiedergabe und das von Katrin Roth-Rubi sorgfältig erarbeitete Register.

Béatrice Keller